IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil
ISSN: 1869-6880

Nähe und Distanz – unzertrennliche Geschwister

Gero Bühler

Zusammenfassung
Ich möchte hier eine Skizze zum Thema Nähe und Distanz ausbreiten, die v. a. auf Levinas' „Die Zeit und der Andere" Bezug nimmt und dabei von Levinas' Verständnis der Einsamkeit ausgeht, das er in dieser Schrift ausbreitet. Gegen Ende meines Beitrags werde ich noch Ansätze von Binswanger hineinnehmen. Mir geht es dabei darum zu zeigen, dass Distanz und Nähe nicht ohne einander können, sozusagen nicht gegeneinander ausgespielt werden können. Wichtig ist mir dabei, eine Grenze zwischen Nähe und einer Verschmelzung zu ziehen, die aus meiner Sicht nichts mehr mit Nähe zu tun hat und diese verunmöglicht.

Schlüsselwörter
Nähe, Distanz, Einsamkeit, Verschmelzung

Abstract
I sketch about the topic closeness and distance. The reference of the sketch is Levinas' „Time and the Other" and his understanding of solitariness. At the end of my sketch I include approaches of Binswanger. I want to show, that distance and closeness are not without each other and not substituted by each other. In my opinion, there is a seperation between closeness and fusion or amalgamation. Fusion or amalgamation render impossible closeness.

Keywords
Closeness, distance, solitariness, amalgamation

1 Einsamkeit und Idendität

Wer Identität und Begegnung erreichen will, benötigt eine gewisse Abgeschlossenheit. Levinas beschreibt in diesem Zusammenhang etwas, was er mit Einsamkeit benennt. Er meint damit, dass wir als Existierende nur wir selber sein können, kein anderer. (Levinas 2003, S. 20) Wenn wir dagegen als Existierende unsere Existenz erfassen, übersteigen wir unsere Einsamkeit. (Levinas 2003, S.21) Denn trivial ist für Levinas genauso, dass wir nicht im Singular existieren und dass mit Einsamkeit kein Robinson-Crusoe-Dasein gemeint ist. Die Einsamkeit ist aber die Einheit des Seienden, „das Subjekt ist allein, weil es eines ist." (Levinas 2003, S. 29) Es geht also nicht um den romantischen Begriff der Einsamkeit oder die aus dem Existentialistischen des verzweifelten Einsamen, sondern um etwas, das darin stark ist, weil es einen Ausgangspunkt setzt, auch den für Freiheit. (Levinas 2003, S. 29) Ich drücke es nochmal anders aus: auch wenn wir uns als Subjekte in der Begegnung zum Andren konstituieren (Seitz 2016, S. 179, Levinas 2013, S. 146–149, 186), benötigen wir als Subjekte, dass wir nicht viele oder irgendetwas sind, sondern eins, einzig, abgegrenzt vom Anderen, dass wir uns selbst und unser Handeln uns selbst zuschreiben. (Buchheim 2006, S. 30)

Eine Identität zu haben, bedeutet damit, dass ich mich als dieser Einsame, vielleicht noch anders Singuläre erkenne.

Wir verfügen als Subjekt über eine Identität. Das heißt, wir gehen in unserem Sein als Seiende von uns aus und kehren auf uns zurück. Damit schließen wir uns ab, sind eben wir, und nicht der Andere. So können wir uns auch nicht von uns ablösen. Wir nehmen Bezug zu uns selbst, ein „an sich gekettet sein“, eine Notwendigkeit, sich mit sich zu beschäftigen. Diese Rückkehr, der Bezug zu sich selbst als eine Art Anfang, nicht die Verschmelzung mit dem Andren ist ein Bestandteil von Freiheit und ergibt so, in Möglichkeit zu stehen. Aber dieses freie Wesen „ist schon nicht mehr frei, weil es für sich selbst verantwortlich ist.“ (Levinas 2003, S. 30) In dem Prozess des von sich Ausgehens und Aufsichzurückkommens erwächst eine Geschichtlichkeit, eine Kontinuität und Konsistenz unserer selbst.

Wir sind als Subjekt immer bestrebt zu erkennen, zu erhellen, das ist ein Bezug zum Objekt, dem Hingeworfenen, das auch ein Anderer sein kann. Durch das Erkennen, Erhellen vereinnahmen wir das Objekt. (Levinas 2003, S. 19) Damit ist jede Erkenntnis eine eines Subjekts, wir erhellen das Objekt, erkennen es, also kommt das Licht zum Erhellen von uns als Subjekt. (Levinas 2003, S. 38) Das Denkbare ist das Erkennbare, darin ist Vernunft universell. „Die Objektivität des Lichts ist die Subjektivität selbst. Jedes Objekt kann in Begriffen des Bewußtseins ausgesagt, das heißt ins Licht gesetzt werden.“ (Levinas 2003, S. 39) So ist alles Erkennen subjektiv.

2 Idendität und der Andere

Dieses Ausgehen und Auf sich zurückkommen als Identitätsarbeit zusammen mit dem Erhellen erfolgt in uns ständig, auch unterschwellig, implizit. Wir vergewissern uns unserer selbst und entwerfen uns. Dieses geschieht als Erzählung vor uns selbst und an den Andren. Denken wir an eigene innere Gespräche, Monologe, so richten sich diese oft an Andere, jedoch selten an allgemein Andere, sondern konkret Andere; und wenn nicht an eine konkrete Person, so an eine konkret gewünschte Person. Wir vergewissern uns erzählend, was bisher mit uns war, wie wir das angesichts des Andren einschätzen, bringen das zur Sprache: also Biographie. Dabei geht es um unsere gewesene und nicht gewesene Vergangenheit, woraus hervorgeht, was schon gewesen, was nie werden wird und was noch nicht gewesen ist. Daraus erschließt sich unsere Zukunft. Wenn ich dieses Erzählen an andere richte, nehme ich den Anderen immer mit hinein. Das Künftige, die Zukunft entwerfe ich mit der Frage, was in einer gewissen Zeit, Zukunft gegenüber einem Andren, gewesen sein wird. Ich entwerfe also mit der Perspektive, wie ich mich dann darüber vergewissern und erneut entwerfen werde, also mit Blick auf eine vergangene und eine künftige Zukunft, immer nicht nur in zeitlicher, sondern Perspektive auf den Andren. Eine Biographiearbeit, bei der aus der Frage, was ich mit Andren bisher gelebt und dadurch nicht gelebt habe, was noch zu leben ist, mein Leben entwerfe, was dann gelebt sein wird und dann noch zu leben ist. (Kupke 2011, Levinas 2003, S. 48f.) Es wird also klar, dass mit dem Andren unsere Zukunft kommt, der Andere unsere Zukunft ist. Es wird klar, dass mit dem Entwurf – wie wird es gewesen sein, was wird in Zukunft deshalb noch zu entwerfen sein – wir zwar Pläne entwerfen, aber im Plan schon dessen Überprüfung und Anpassung drinnen steckt.

Aus dieser Betrachtung heraus fragen wir, wie nun unser Bezug zum Andren ist. Es wurde ja deutlich, dass wir uns so von ihm hineingenommen erleben, dass wir ständig nach ihm fragen, wie er es sieht, fragen und beantworten würde. Das heißt die Perspektive auf den Andren in uns wissen, bevor wir zurückkommen und ausgehen, bevor wir vergewissern und entwerfen.

In dem uns der Andere angesichtig wird, sein Antlitz uns zeigt, tritt er in unsere Zukunft. Nicht nur das, wir sind ihm unterworfen, da wir spüren, dass wir ihn wegen seiner möglichen Passivität nicht ergreifen dürfen. Bevor wir das spüren, wird der Andere angesichtig, d. h. wir sind in dem Moment einerseits in Passivität und

andererseits angerufen, in Verantwortung zu treten. (Seitz 2016, S. 180) Dass wir dazu Ja sagen, dass wir regelrecht mit dem Anderen verstrickt sind, in Geiselhaft, sagt Levinas, meint eine Untrennbarkeit, eine Unvorstellbarkeit unserer selbst ohne den anderen, konstituiert uns als Subjekt, bevor wir uns dessen bewusst werden. (Seitz 2016, S. 179, Levinas 2013, S. 146–149, 186) Wir stehen in diesem Erleben, in dieser Erfahrung als wir selber, nicht als neutral von außen, in nicht intentionaler Weise und das, wie gesagt, konstituiert uns genauso, wie wir antworten und so in Verantwortung treten, bevor uns dies bewusst wird, bevor wir zum reflektierenden Subjekt in der Weise treten, wie oben beschrieben. (Buddeberg 2016, S. 99–101) Darin sind wir als Subjekt, die wir für den anderen sind, in seine Stellvertretung treten, (Buddeberg 2016, S. 97f.) nicht vertretbar. (Flatscher 2016, S. 143) Diese Weise, wie wir angesichts des Anderen uns als Subjekte konstituieren, ist jedoch nicht eine zwischen zweien, wir haben es mit vielen Anderen zu tun. Und diese Anderen sind singulär und plural zu gleich, meint: jeder Andere ist als solcher nicht zu ersetzen, einzig, besonders. Das bedeutet, wir können nicht untereinander vergleichen. (Flatscher 2016, S. 151) Aus dieser Situation der Alterität im Plural, also vieler Anderer, geht das Subjekt als urteilendes hervor, mit bestem Wissen und Gewissen. (Flatscher 2016, S. 150)

Aber genauso tritt der Andere in unser Leben hinein und schließt uns auf, macht uns möglich, den Anderen anzunehmen und ihn als Geheimnis zu wahren. Jemanden zu lieben, bedeutet eben, jemand anzunehmen und ihn nicht in Totalität zu erfassen.

3 Distanz und Nähe im Bezug zum Anderen

Komme ich wieder auf die Einsamkeit zurück, ohne die das eben Geschilderte nicht möglich ist. Bevor ich das Geschilderte mit der Frage nach Distanz und Nähe in Verbindung bringe, will ich aber auf eine mögliche Verwunderung eingehen, der auch ich bei der ersten Lektüre dieser Art von Darstellung von Einsamkeit unterlag. Meinen wir denn mit Einsamkeit nicht etwas anderes? Deswegen eine Abschweifung zur Etymologie von Einsamkeit und Allein. Allein meint abgesondert, ganz für sich, als einziger, ausschließlich. So der Alleinherrscher, der ausschließlich und als einziger herrscht. (Pfeiffer 1999, S. 28) Einsamkeit meint einheitlich, einig, einzeln. (Pfeiffer 1999, S. 271) Daraus wird uns nicht nur eine Verschiebung in unserem alltäglichen Sprachgebrauch deutlich, sondern, dass Levinas von dieser etymologischen Bedeutung ausgeht, so uns seine Verwendung nicht mehr wundert.

Nach diesem Einschub: Die von mir beschriebene Abgegrenztheit in der Einsamkeit nach Levinas und so der eigenen Identität trägt aus meiner Sicht beides in sich: Distanz und Nähe. Distanz, das ist hier der Abstand, die Abgegrenztheit im Singulären, aber auch ein Abstand, der einen Blick und damit Perspektive ermöglicht, Perspektive als etwas, das mir ermöglicht, mich in Bezug zum Anderen zu erleben. Und damit beides zu erleben: dass ich einsam, sprich einzig, und dass ich mit dem anderen bin. Perspektive zu haben, darin steckt aber auch, nach dem anderen zu fragen, die Frage zu stellen, was meinst du dazu. Es ist jene Frage, die für Kant bei seiner Rede von Autonomie dazugehört: … und die Regeln an den andren abstimmen. (Kant 1978, S. 157, S. 236f., insbes. S. 246)

Merken wir nicht gerade, dass ich schon bei dem bin, was wir vielleicht als Nähe bezeichnen würden? Dem anderen nahe zu sein, darin meinen wir doch, dass wir den anderen sehen, ihn befragen, Perspektive einnehmen, auch uns zuständig fühlen, Verantwortung übernehmen, eben uns dem anderen unterstellen, als Subjekt (sub-jekt – unter-stellen). Und wir sehen, dass diese Nähe eine Abgrenzung erfordert, jene, die in der Distanz liegt. In Nähe sehen wir ja nicht eine Vereinnahmung. Werden wir vereinnahmt, fühlen wir uns ja nicht mehr nahe, sondern wollen vom Vereinnahmenden weg. Lassen wir uns deshalb kurz dieses Wort Vereinnahmung

auf der Zunge zergehen. Ver- bedeutet, dass etwas vorbei ist. (Pfeifer 1999, S. 1497) Einnahmung vielleicht, dass etwas hineinkommt, regelrecht eingenommen, in mich so hineingenommen wird, dass es dadurch weg ist, eben zum Beispiel das Essen in meinem Bauch. Dann meint Vereinnahmung, dass der Akt abgeschlossen ist, dass jemand mich in sich verschwinden lässt, also ich nicht mehr rauskomme, ich einfach inexistent bin.

Damit sind wir beim nächsten, wofür wir die Abgegrenztheit der Einsamkeit, also die Distanz und die Nähe benötigen. Die Vereinnahmung, aber auch eine Verschmelzung meiner selbst mit dem Anderen, lassen mich ja als Subjekt verschwinden, ich bin nicht mehr einzig. Vereinnahme ich jemanden, so verschwindet er, er ist als Anderer, als Begegnender, als jener, für den ich mich zuständig fühlen, für den ich verantwortlich sein will, gar nicht mehr da. Unsere Konstituierung als Subjekt verschwindet in beiden Aspekten, an uns selbst und am Andren. Beide sind verschwunden: der Andre und ich selbst.

Mit dem Andren und einsam, all das bedeutet also, dass ich nicht im anderen drin bin, oder der andere in mir drin ist. Nähe hat in diesem Sinne, wie daran klar wird, eben auch eine Grenze. Den Andren als anderen zu achten, ihm seinen Wert zuzuschreiben, ihm gegenüber Subjekt sein können, das geht nur, wenn ich ihn als Andren lasse, also meine Einsamkeit und seine Einsamkeit achte. Damit können wir beide Identität haben, eben einzig, einzigartig sein.

Wie kann dann das Identität haben als von sich ausgehen und auf sich zurückgekommen auch gesehen werden? Um über mich hinwegzukommen, mich zu übersteigen, also zum Andren, in die Zukunft, benötige ich eine Identität, muss ich in der Lage sein, von mir auszugehen und auf mich zurückzufinden. Ist das nicht eine schlaufenartige Bewegung? Wenn wir uns nun als Subjekte am Anderen konstituieren, ist das dann auch eine Bewegung, die auf den Anderen zugeht, und wieder auf mich zurückkommt? Und wenn der Andere auch derlei Bewegungen unternimmt, entsteht dann nicht ein Gewebe, das sich in die Zukunft fortbewegt? Sind das nicht Bewegungen, deren Substantivierung, mit dem rechten Verhältnis Nähe und Distanz ausgedrückt werden können? Unsere Fäden greifen ineinander, laufen zu, laufen weg, jeder Faden in seiner Erkenntlichkeit, das Gewebe hat Eigenschaften von uns beiden, auch wenn das Gewebe mehr sein kann, als unsere isolierten Eigenschaften, die wir mit den Fäden unserer Identitätsbewegung mitbringen. Hier das Sprichwort, dass Beziehungen Strickmuster haben?

Damit sehen wir, dass Nähe und Distanz zu haben auch Grenzverkehr, also Austausch darstellt. (Scharfetter 2010, S. 74)

4 Dynamik zwischen Nähe und Distanz

Wie ist es nun um das rechte Verhältnis zwischen Nähe und Distanz bestellt. Ist es wie mit einer Waage? Nicht wie mit einer, die stille steht, weder mit einer Waagschale ganz unten, dass die andere hoffnungslos in der Luft hängt, aber auch nicht mit einer, die präzise in der Mitte steht, so dass sich die Schalen nur noch im leichten Windhauch regen. Wie aus den bisherigen Überlegungen ergebend, wird es sich um ein dynamisches Verhältnis handeln, Statik nimmt den Bezug hinweg, das Leben darinnen.

Wie ist dabei das Gewebe beschaffen? Es sollte kein enger, gar beschichteter Stoff sein, auch nicht mit festen Knoten. So ein Gewebe mit der Fäden eigenem Lauf, schon umlaufend, umgebend, um sich gelegt, mit Raum, mit Luft, berührend, haltend, tragend, wie ein Netz. Aber nicht wie beim Netz mit festen Knoten, tatsächlich dem Strickwerke ähnlich, mit unterschiedlicher Masche, je nach Beschaffenheit der Fäden, des Garns, je nach

dem, was bei den Umschlingungen zu tragen und welcher Raum nötig ist. Sonst könnte kein Licht geworfen werden, wären Öffnendes und Entfaltendes nicht möglich.

Also beschreibe ich gerade Bezüglichkeit und die Dynamik von Nähe und Distanz mit Metaphern. Das erscheint mir angemessen, auch wenn man sich manchmal das definierte Wort wünscht. Das definierte Wort würde jedoch das Gewebe verändern, auch die Fäden; das Garn wäre dann ohne Dehnungsvermögen, vielleicht gar rissig, spröde. Das definierte Wort wirkt ja tatsächlich bei Fragen nach Verstehen und Verständigung spröde. Beim definierten Wort entstünde ein festes, gar undurchlässiges Gewebe, wie ein Ölzeug, in dem man sich spiegeln kann, also sich und nichts anderes zurückbekommt, innen der eigene Schweiß, der eigene Geruch; gleitet der Finger darüber, spürt er nichts der fügenden, haltenden Struktur, erst recht nicht hindurch zu dem, den das Gewebe hüllt. So führt das definierte Wort vom Verstehen weg und bringt zum Schweigen.

Ich habe von Bezüglichkeit, Verantwortung, Einsamkeit geschrieben. Das wirkt streng. Jedoch sollten wir sehen, dass mein Beschriebenes oft impliziten Charakter hat. Im impliziten Charakter wirkt es nicht streng, kann auch Leichtfüßigkeit (nicht der Leichtfuß) liegen, auch wenn es Gewicht hat, tragendes Gewicht. Erst wenn es nicht mehr so selbstverständlich und klar wird, reißt es zum Expliziten der Befragung auf, wie auch in einer Skizze.

5 Dysbalance von Nähe und Distanz

Ich möchte nun noch die Frage streifen, welche Folgen die Mißachtung der Einsamkeit als Nötiges für Distanz und Nähe haben kann.

Wer benötigt mehr Distanz, bei wem die Waage dorthin geneigt?

Jene, bei denen die Welt nicht sicher ist, die sich selbst nicht sicher sind, also wem der Weg eigener Identität irritiert ist.

Denken wir an den Verrückten, also den Menschen, dessen Person durch eine Psychose bewältigt ist. Oft erscheint dem – gefasst ist es in den Basisstörungen – vieles nicht mehr selbstverständlich, muss er sich selbst und seine Welt explizit erschließen. Dafür benötigt er Distanz, um Überblick für den zu wählenden Fokus zu erhalten, aber auch aus einer Ökonomie gegenüber dieser Anstrengung heraus, auch zum Preis, dass im Abgerücktsein bzw. aus der gewählten Distanz es keinesfalls einfacher wird, Perspektivität und mit ihr Ausgehen und Zurückkommen gestalten zu können. Sie benötigen Distanz, um trotz der Störung der Ich-Grenzen (die Rede vom nicht ganz dicht sein), damit verbunden dem Stimmenhören, ihr Leben führen zu können. (vgl. Fuchs 2012, van Duppen 2020)

Wer benötigt mehr Distanz, auch wenn er in diese rasch aus der gesuchten Nähe heraus aufbricht?

Jene, die ständig die Abwesenheit fürchten, die also um ihren Wert, ihre Würde fürchten; die um ihr Bild fürchten, dass sie auch recht erschienen sind.

Jene, die in die Welt und in die Bedeutung drängen, die Bedeutung der Welt und ihrer selbst, also der Bedeutung ihrer Welt.

Jene, die sich ständig vor der Verschmelzung ängstigen, wenn nicht so schlimm, vor der Vereinnahmung fürchten müssen. Das kann schon ein ganzes Leben prägen, schon aus frühem Erleben heraus, dass die Identitätsentwicklung durch Unsicherheit im Erwerb der Einsamkeit, also beim Heraustreten aus der Verschmelzung des Embryos, also der Entschmelzung beeinträchtigt ist, Entschmelzung, besser das beginnende Ausgehen, deren Nahrung die Muttermilch ist. Führt das dazu, Bezüglichkeit als Versuche eines Amalgams zu leben, die aber gleichzeitig im Schmelzen eine Hitze entfachen, dass eine Katastrophe entsteht? Und führen diese Reinszenierungen des Ausbrechens aus versuchter amalgamisierender Verschmelzung – es kann ja nur ausgebrochen werden – wiederum zu einer Irritation der Identität, eben der Frage: Wer bin ich eigentlich?

Möglicherweise stellt der Auslöser dieser Versuche eine erzwungene, ohnmächtige Verschmelzung dar. Dazu wollen wir Traumatisierung sagen. Denn Traumatisierung, das ist nichts anderes, als eine schutzlose Überflutung, die Grenzen hinwegspült, schutzlos und ohnmächtig. Die Überflutung erfolgt dabei mit etwas, das außerhalb eigenen, gar menschlichen Erfahrungshorizonts steht, damit ein Akt in Unverständlichkeit, Sinnlosigkeit, ja mit dem Prototyp des Sinnlosen, dem Bösen darstellt. (vgl. Bühler 2018) Ohnmächtig, schutzlos gehen wir dabei in der Verschmelzung unter. Ohnmächtig, denn ohne Möglichkeit der Selbstverfügbarkeit, des Könnens; entrissen der Zeitlichkeit, eine Situation, die außerhalb meiner Zeit, meines Zeiterlebens steht; besinnungslos, also von mir nicht erfassbar, nicht erkennbar. In der Ohnmacht sind wir als Subjekte völlig ausgestellt, werden verobjektiviert, also hingeworfen, zu einer Sache, einem Gegenstand gemacht, ohne dem irgendetwas entgegensetzen zu können. Mein Erfassen, Erkennenwollen ist auch im Blick zurück entmachtet, damit das Zurückkommen innerhalb der Identitätsbewegung unterbrochen. Mir ist die Deutungshoheit über mich entrissen. Dritte überfluten mich nicht nur, machen mit mir etwas, wie mit einem Gegenstand, sondern sie besitzen auch die Hoheit zu bestimmen, was ich bin und was da mit mir gemacht wird. All dies macht das Phänomen Ohnmacht, auch bei der schutzlosen Überflutung einer Traumatisierung aus. (vgl. Bühler 2016)

6 Und nochmals: Dynamik zwischen Nähe und Distanz

Stellen wir, nachdem wir gesehen haben, was Verschmelzung bedeuten kann, uns noch einmal der Frage nach der Dynamik von Nähe und Distanz, denn in dieser Dynamik zwischen beidem liegt alles andere als Verschmelzung.

Aber zuerst zwei Nachbemerkungen zur Einsamkeit:

Kann sich nur entwickeln, wer eine gewisse Abgeschlossenheit, also Endlichkeit hat? Die Entfaltung eines Blattes, einer Blüte benötigt auch die Vorbereitung in einer Knospe.

Kann gastlich nur sein, wer sich nicht fremd ist, wer also nach Levinas einsam ist? Also über Bezüglichkeit zur eigenen Identität verfügt, und zwar als bejahende Erfahrung: ja, das ist meine Identität. Diese Selbstzuweisung stellt ja eine Kennzeichung des Handelns als mein Handeln dar, also des Vollzugs hin zur Freiheit. (Buchheim 2006, S. 30) Ist damit Gastlichkeit etwas, das in Freiheit führt?

Nun nochmals zur Dynamik von Nähe und Distanz:

Es kann so dynamisch sein, dass wir Binswanger folgen können, der von einem „rein überschwingende[n] Sich-einander-Einräumen“ spricht, eine „Wirheit“, die nicht Verschmelzung, sondern Zweisamkeit meint. Damit wird die Einsamkeit zum „lebendig-dialektischen Gegenpol“ der Zweisamkeit, ein Geschenk, das es möglich

macht, mich dem anderen liebend zuwenden zu können. Im Geschenk liegt das Öffnende der Einsamkeit, dass ich mich dir geben kann, so wie du dich mir, und wir uns dadurch noch mehr selbst haben, also uns gegenseitig in unserer Einzigartigkeit haben, (Binswanger 1973, S. 132f.) über den Raum der Anwesenheit hinaus, eben tragend, auch wenn ich gerade nicht da bin, in die Zeit einer Gegenwärtigkeit. (Binswanger 1973, S. 45f.) Ohne Einsamkeit jedoch wäre Liebe nichts weiter, als eine Ausweitung der „Egoität“, also ein Verschlingen, ein Vereinnahmen. (Binswanger 1973, S. 132) Es wäre ein Imperativ, dass der andere den Platz räumen soll, also Machtausübung, Unterwerfung zum Objekt. (Binswanger 1973, S. 25) Levinas beschreibt das ähnlich, eine Andeutung machte ich schon oben. Liebe bedeutet eine Anerkenntnis sozusagen in höchster Form, für Levinas in ursprünglicher Form. Der Andere wird hier nie zum Objekt, „das das unsrige wird oder das wir sind.“ (Levinas 2003, S. 57) Liebe ist so etwas Ursprüngliches, dass es nichts mit Macht, mit Können, also Zugriff, nichts mit Konkurrenz von Freiheit, nichts mit Verschmelzung, nichts mit Erkennen zu tun hat. (Levinas 2003, S. 58 f.) Stattdessen liegt in ihr ein Geheimnis, das den Andren auch in seinem Geheimnis lässt, ohne ihn zu ignorieren, Geheimnis-lassen sozusagen als Intention und Transzendenz. Sie ist eben ein besonderes Verhältnis zum Andren und seinem Geheimnis und damit in die Zukunft gerichtet. „Da, wo alle Möglichkeiten unmöglich sind, da wo man nicht mehr können kann, ist das Subjekt noch Subjekt durch den Eros.“ Die Liebe ist „ohne Grund, sie überfällt uns und verwundet uns und dennoch überlebt in ihr das *Ich*.“ (Levinas 2003, S. 59, im Zitat kursiv)

Nähe lässt also Einsamkeit und Einzigartigkeit zu, besetzt nicht den Platz. Damit wird Nähe zu einer Distanz, die es mir ermöglicht, den Anderen zu sehen, also als Anderen zu erkennen und damit ihm begegnen zu können. Damit wird Distanz zur Nähe. Und dadurch wird Nähe zu etwas, was mich ermöglicht, dass ich gelassen und nicht eingenommen werde.

P.S.: Ich bemerke, dass ich nicht über Distanz als etwas aus der beziehungslosen Ferne geschrieben habe. Und die Frage, ob in der Anerkenntnis unserer Levinas'schen Einsamkeit auch die Anerkenntnis unserer Begrenztheit als Endlichkeit und deren Transzendenzmöglichkeit liegt.

Literaturverzeichnis

Binswanger, Ludwig (1973): Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins. München: Ernst Reinhardt Verlag, 5. Auflage
Buchheim, Thomas (2006) Unser Verlangen nach Freiheit. Hamburg: Meiner
Buddeberg, Eva (2016): Ethik und Politik im Anschluss an Levinas – Zwischen dem einen und den vielen Anderen? Zeitschrift für praktische Philosophie 3 (1), S. 93–124
Bühler, Gero (2018): Experimentelle Situation und Psychopathologie. Ingolstadt: Vortrag 19.12.2018
Bühler, Gero (2016): Leid und Erfahrung. Ingolstadt: Vortrag am 14.12.2016
van Duppen, Zeno (2020): Selbst- und Intersubjektivitätsstörungen in der Schizophrenie. In: Fuchs, Thomas; Breyer, Thiemo (Hg.): Selbst und Selbststörungen. Freiburg, München: Verlag Karl Alber, S. 66–94
Flatscher, Matthias (2016): Was heißt Verantwortung? Zum alteritätsethischen Ansatz von Emmanuel Levinas und Jacques Derrida, Zeitschrift für praktische Philosophie 3 (1), S. 125–164
Fuchs, Thomas (2012): Selbst und Schizophrenie. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 60, 887–901
Kant, Imanuel (1978): Kritik der praktischen Vernunft. Leipzig: Reclam
Kupke, Christian (2011): Zeitlichkeit biographischer Erfahrung. Für ein erweitertes Verständnis des Biographiebegriffs. Journal für Philosophie & Psychiatrie, September 2011
Levinas, Emmanuel (2003): Die Zeit und der Andere. Hamburg: Felix Meiner Verlag

Levinas, Emmanuel (2013): Gott, Tod und die Zeit. Wien: Passagen Verlag
Pfeifer, W. (Hg.) (1999): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 4. Aufl.
Scharfetter, Christian (2010): Allgemeine Psychopathologie. Stuttgart: Thieme, 6. überarb. Aufl.
Seitz, Serge (2016): Gerechtigkeit, ethische Subjektivität und Alterität. Zu den normativen Implikationen der Philosophie von Emmanuel Levinas. Zeitschrift für praktische Philosophie 3 (1), S. 165–202

Zum Autor

Dr. med. Gero Bühler, Ltd. Oberarzt, Klinikum Ingolstadt, Zentrum für psychische Gesundheit, Krumenauerstr. 25, 85049 Ingolstadt

Kontakt:gero.buehler@klinikum-ingolstadt.de